

### **Der Vorhang hebt sich – Geschichten vom erfüllten Leben**

Ostern ist das Fest der Auferstehung. So wird es in der christlichen Kirche gefeiert. Im Mittelpunkt steht dabei eine Lebensgeschichte: die des Jesus von Nazareth. Ein kurzes Leben. Ein besonderes Leben. Nachträglich aufgeschrieben in der Bibel. Für die einen ist er der Sohn Gottes: gekreuzigt, gestorben und begraben - am dritten Tag auferstanden von den Toten. Für andere ist er ein Verlierer: hingerichtet am Kreuz. Mit ihm begraben seine Vision von einem besseren Leben, von einer anderen, friedlichen, gerechten Welt. Um Lebensgeschichten soll es in dieser Sendung gehen. Nachrufe auf Menschen, deren Leben besonders war.

#### **Musik: Andy Mc Kee „Rylynn“**

Conny war dabei, als der Stolperstein in Bautzen eingesetzt wurde, um an ihren Großvater Alfred Kristeller zu erinnern. Sie hat Jahre gebraucht, um ihre Familiengeschichte aufzudecken. Achtzig Jahre muss sie zurückschauen, um zu erfahren, was Anfang der dreißiger Jahre in Bautzen geschah. Die Zeitzeugen haben lang geschwiegen und verdrängt – nicht nur die Täter übrigens, auch die Opfer. Etwas aber hat Conny erfahren und da setzte sie an mit ihrer Spurensuche. Sie weiß, dass ihre Mutter das uneheliche Kind von Alfred Kristeller ist. Er hatte ein traditionsreiches Schuhgeschäft in der Bautzener Innenstadt. Seine Familie zählte zu den etablierten Geschäftsleuten – bis der braune Terror begann.

Plötzlich war er nicht mehr der ehrbare Geschäftsmann, sondern ein betrügerischer Jude, bei dem ein anständiger Deutscher nicht einkaufen darf. In ihrem Judenhass erinnerten sich die Bautzener, dass es da ein uneheliches Kind gab. Die „arische“ Mutter lud man zum Verhör vor, um sie zu demütigen. Den „jüdischen“ Vater wollte man mit den Nürnberger Rassegesetzen vernichten. Die Provinzzeitungen schlachteten den Skandal aus. Alfred Kristeller musste untertauchen noch bevor die systematische Judenverfolgung begann. Er wusste, dass er in dieser Stadt nicht mehr sicher war. Conny war bewegt von dem was sie über ihren Großvater erfuhr: Aus Sorge um sein Kind hatte Kristeller seinen Freund, einen Bäckermeister, gebeten, die Mutter zu heiraten. Die Familie verließ die Stadt und suchte in Leipzig Unterschlupf. Und tatsächlich schützte diese arrangierte Ehe Mutter und Kind bis zum Kriegsende vor Deportation und Vernichtung. Doch der Preis des Überlebens war: zu schweigen und sich zu verstellen.

Das Kind erfuhr so gut wie nichts über die eigene Herkunft, und bis ins hohe Alter war der Frau nicht ganz klar, wie sie diese Zeit überstand. Die Familie versuchte, das Kind zu schützen, indem sie vieles einfach nicht aussprach. Connys Mutter war umgeben von einem Kokon des Schweigens. An einiges aber erinnert sie sich doch: Zum Beispiel, dass sie als „Halbjüdin“ nicht konfirmiert werden durfte. Aber immerhin erlaubte ihr der Pfarrer, an der Konfirmationsfeier in einem schönen Kleid teilzunehmen, wenn auch nur ganz verschämt am Rande, um den Skandal zu vermeiden. Eine wirkliche Aufarbeitung ihrer Lebensgeschichte gab es auch nach dem Krieg nicht.

Die Judenverfolgung interessierte in der DDR nicht sonderlich. Immerhin wurde sie als „Opfer des Faschismus“ anerkannt. Über das Schicksal ihres leiblichen Vaters erfuhr sie nichts. Erst die Enkelin hat sich daran gemacht, die Archive nach ihrem Großvater zu durchsuchen. Im Stadtmuseum Bautzen stieß sie auf seinen Namen und erfuhr, dass Alfred Kristeller vom deutschen Staat ausgebürgert worden ist. Auch dass man ihn polizeilich suchte, stand in den Akten.

In Görlitz fand sie seinen Grabstein. Darauf steht sein Todestag: der 30. Januar 1939. Das ist der Tag, an dem man in Berlin die Vernichtung der europäischen Juden beschloss. Die genauen Umstände seines Todes kennt Conny immer noch nicht.

Es gibt noch viele Fragen, die Conny bewegen. Obwohl sie diesen Großvater für sich erst richtig entdeckte, als sie selbst schon älter war als er werden durfte, fühlt sie sich ihm eigentümlich verbunden. „Seine Geschichte ist doch auch meine, ist doch auch unsere Geschichte,“ sagt sie.

**Musik: Andy Mc Kee „Never grow old“**

„Man ist ja nicht mehr Mitte achtzig!“, sagte Franz Witecki, als er zum letzten Mal ins Krankenhaus kam. Mit fast hundert war das Leben schwer geworden. Er hörte kaum noch etwas, und die Stimme war brüchig geworden, bis vor kurzem konnte er noch weite Strecken gehen, doch nun wollten auch die Beine nicht mehr. In kurzer Zeit hatte er stark an Gewicht verloren. Keine großen Untersuchungen, keine anstrengenden Therapien mehr, schmerzfrei auf das Ende zugehen, so verabredete er sich mit seinen Ärzten.

Doch das war schwerer als gedacht. Die Schmerzen waren stark, und nicht nur das beschäftigte ihn, auch die Frage: Wie würde seine Frau wohl ohne ihn zurechtkommen? Auch die Sorgen über eine Welt, die verrückt spielt, konnte er nicht einfach abschütteln. Seit einigen Jahren hatte er den Spruch gehört: „Na, die Hundert schaffen Sie doch auch noch!“ Darauf war er nie eingegangen. Was jetzt geschah, interessierte ihn, die Flüchtlingsströme weltweit, und was würde aus den Kindern werden, die in eine solche Welt hineingeboren wurden? Immer hatte es ihn befremdet, wenn seine Eltern ihm sagten, er sei ein Wunschkind gewesen. Wer konnte im Februar 1919 ein Wunschkind in die Welt setzen? Kein Wunder, dass er selbst kinderlos blieb.

Es waren bescheidene Verhältnisse, in denen Franz aufwuchs. Der Vater, ein umtriebiger Mann, engagierte sich in der Räterepublik, wurde nach dem Zweiten Weltkrieg für kurze Zeit Bürgermeister in der russischen Besatzungszone und wurde schnell wieder aussortiert, ein älterer Bruder saß als Kommunist im KZ und wurde später Parteifunktionär. Franz wuchs in einem politisierten Umfeld auf, ohne selbst politische Ambitionen zu entwickeln. Er war sensibel, musikalisch hoch begabt, studierte Trompete. Aus Dresden zog er nach Berlin, bekam eine Anstellung im Symphonieorchester.

Alles Militärische war ihm zuwider, aber das half nichts, auch er bekam seine Einberufung in die Wehrmacht. Die Grundausbildung absolvierte er in Frankfurt an der Oder. Es war schrecklich dort, aber hier lernte er Käte kennen, seine spätere Ehefrau und, noch ein großes Glück: Er wurde ins Musikkorps nach Berlin versetzt und musste nicht an die Front. Franz Witecki saß im Orchester, als Göbbels seinen Aufruf zum „Totalen Krieg“ durch den Sportpalast brüllte, und er sah wie die Massen aufsprangen und jubelten. Ihn ekelte dieser Wahn an.

Für Franz war das Kriegsende eine Befreiung, obwohl auch er zunächst in Gefangenschaft geriet. Die Rationen in der Sammelstelle in Berlin waren kärglich, dennoch verschenkte Franz einen Teil. Er hungerte sich schwach und wurde als transportunfähig aussortiert. Zum Sterben durfte er nach Hause. Die gesünderen Kameraden kamen nach Sibirien. Franz war nach ein paar Monaten wieder gesund und begann, sich auf dem Bauernhof seiner Verlobten in Landwirtschaft zu üben. So überstand er die ersten Nachkriegsjahre.

Als später ein zweiter Schwiegersohn in die Familie einheiratete und auf dem Feld und im Stall aushelfen konnte, nahm Franz wieder die Trompete zur Hand und bereitete sich auf ein Vorspiel im Ost-Berliner Rundfunk vor. Er wurde Solotrompeter – bis zu seiner Pensionierung.

Ab und an ging er mit Gisela May, Vera Oelschlegel und anderen Größen der DDR-Musikszene auf Tourneen ins Ausland. Darum beneideten ihn alle – doch er war immer froh, wieder in Schönefeld zu landen. In seinen Reiseberichten zuhause erzählte er dann mehr von der Not der kleinen Leute als von Auftrittserfolgen und Sehenswürdigkeiten. Er hätte Professor werden können, aber als solcher hätte er die Studenten auch nach ihrer politischen Zuverlässigkeit beurteilen müssen. Das war ihm ganz und gar unmöglich.

Egal, in welchem System Franz Witecki lebte, er hielt Abstand. Das änderte sich auch nach der Wende nicht. Er freute sich, dass die Familie endlich wieder zusammen kam, aber dass da plötzlich Bettler neben seiner Sparkasse am Alex saßen, dass Naziparolen gerufen wurden, dass es auf einmal

in seiner Welt Arm und Reich gab, das schmerzte ihn. „Das Sterben hab ich mir leichter vorgestellt,“ sagte er noch, „aber es ist eine interessante Erfahrung.“

**Musik: Andy Mc Kee „The Reason“**

Moidele Bickel war die „Grande Dame“ unter den deutschen Kostümbildnerinnen. Ihr Name hatte Klang weit über die deutschen Grenzen hinaus. Den Figuren auf der Bühne Gestalt zu geben, war ihr großes Talent. Regisseure wie Claus Peymann, Peter Stein, Robert Wilson, Michael Haneke wussten das zu schätzen und arbeiteten gern mit ihr zusammen. Es ließe sich eine lange Liste von Inszenierungen aufzählen, denen Moidele Bickel mit ihrer Ausstattung einen Stempel aufdrückte. Doch das alles verlor an Bedeutung, als sie an einem Karfreitag die Nachricht bekam, dass sie Krebs hat. Sie ließ sich sehr genau über ihre Genesungsaussichten und die Wahrscheinlichkeit eines baldigen Todes informieren. In einem sehr bewegenden Augenblick traf sie die Entscheidung, keinen ihr aussichtslos erscheinenden Kampf zu führen, sondern ihr Sterben anzunehmen und ganz bewusst auf den Tod zuzugehen.

Dafür blieben ihr ziemlich genau fünfzig Tage, die fünfzig Tage zwischen Ostern und Pfingsten. Und alle, die dabei waren, konnten miterleben, dass in dieser Zeit mehr geschah als nur Abschied nehmen und traurig sein. Es entwickelte sich auch ein erwartungsvolles Ausschauhalten, ob da noch etwas ist, etwas kommt; ob da vielleicht doch mehr passieren wird, als, dass man einfach nur so aus dem Leben verschwindet.

Für Moidele Bickel waren die fünfzig Tage zwischen Ostern und Pfingsten angefüllt mit dem stetig wiederkehrenden Ekel gegenüber all den furchtbaren Symptomen ihrer Krankheit, von zunehmender Schwäche, aber auch mit wunderbaren Begegnungen. Enge Weggefährten und Freunde kamen, sprachen mit ihr, lasen vor, schwiegen oder sangen für sie. Selten im Leben konnte sie so viel Nähe erleben und auch zulassen wie in diesen Wochen vor ihrem Tod. Sie hat gesehen und sie wurde gesehen – eine berührende Zeit der Wandlung war das!

Die Gespräche mit ihr changierten zwischen Zweifel und Hoffnung. Einen Paulustext ließ sie sich mehrmals vorlesen und sprach ihn schließlich selbst: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt worden bin.“ In diesen Sätzen hatte der Tod plötzlich etwas Verheißungsvolles. Wie am Abend der Premiere, kurz bevor sich der Theatervorhang zum ersten Mal hebt und die Zuschauer gespannt darauf warten, was ihnen nun geboten wird. Unzählige Male hatte sie das in ihrem Berufsleben erlebt. Nun empfand sie diese Spannung erneut – am Ende ihres Lebens: Vielleicht wird es ja eine ganz große Aufführung.

**Musik: Andy Mc Kee „Rylynn“**